
Olaf Briese

»Wartungsarm und formschön«

Zur Ästhetik der »Berliner Mauer«¹

Wann fiel die Berliner Mauer? Erst im November 1989? Der wohl erste Mauerfall ereignete sich 1962. Am 11. Januar waren, wie *Der Tag*, *Telegraf* und *Berliner Morgenpost* tags darauf berichteten und fotografisch dokumentierten, an zwei Stellen an der Grenze von Berlin-Mitte (Scharnhorststr./Boyenstr.) Mauerteile auf einer Länge von ca. 20 m Richtung Westen abgestürzt – oben aufliegende Betonpfeiler einschließlich der Metall-Y-Träger mit Stacheldraht. Die West-Berliner Polizei, die davon offenbar erst aus der Presse erfahren hatte, protokollierte: »Gegen 07.00 Uhr wurde festgestellt, daß in N 65 gegenüber dem Hause Boyenstraße 39 der Sims der Grenzmauer in einer Länge von ca. 20 m vermutlich infolge Witterungseinflüsse eingestürzt ist. Zur Zeit sind 9 Grenzpolizisten, 1 Schützenpanzer der Grenzpolizei und ein sowjetsektoraler Kranwagen am Ort und führen die Instandsetzungsarbeiten durch. 3 Schützenpanzer, 1 Jeep und 1 Lkw der französischen Streitkräfte sind ebenfalls am Ort.«²

Ein Einzelfall? Solche Mauerfälle gab es aufgrund mangelnder oder gar fehlender Fundamentierung bzw. mangelnder Abdichtung der Mauer von oben anfangs immer wieder. Eine besonders pikante Angelegenheit war der Fall von ca. 30 m Mauer Ende März in der Reinickendorfer Klemkestraße. Denn erst dieser Mauerfall Richtung Westen gab den Anlaß, hier den Grenzverlauf genau zu überprüfen. Ergebnis der Recherchen beider Seiten: Die Mauer befand sich an dieser Stelle mehrere Meter vorgeschoben auf dem Gebiet West-Berlins. Folglich wurden die kläglichen Reste am 31. März von West-Berliner Polizei unter dem Schutz der französischen Alliierten entsorgt.³ – Hier ein weiteres – zweifellos außergewöhnliches – Ereignis von 1988. Es beschäftigte unter anderem den Minister für Nationale Verteidigung der DDR (Keßler), den Minister für Kohle und Energie (Mitzinger), den Vorsitzenden des Ministerrats (Stoph), den Vorsitzenden der Staatlichen Plankommission (Schürer), den Sekretär für Wirtschaft des ZK der SED (Mittag), den für Sicherheitsfragen (Krenz) sowie den 1. Sekretär der Bezirksleitung der SED (Schabowski).

Was war geschehen? Auf dem Gelände des volkseigenen Betriebs Bergmann-Borsig, eines Großbetriebs der Industrieanlagenfertigung mit mehreren tausend Angestellten im heutigen Berlin-Pankow, waren im April 1988 Teile einer bis zu fünf Meter hohen Fabrikmauer eingestürzt, die hier die vorgeschobene Vorder-

mauer des Grenzsyste.ms bildete. Hier, in einem unübersichtlichen und verschachtelten Gebiet (sämtliche Betriebsangehörige mußten eine Sondererlaubnis vorweisen), bildete also eine Fabrikanlage den vordersten Wall gen Westen. Dieser Mauerfall – auch andere Teile dieses Fabrikwalls galten seit längerem als einsturzgefährdet – rief bürokratische Verhandlungen sondergleichen auf den Plan. Letztlich ging es um einen nicht unerheblichen finanziellen Streitwert. Das Gesamtvolumen für den Neubau dieser Grenze nach zeitgemäßem Standard betrug 38 Mio. Mark. Am Ende gelang es den finanziell klammen Grenztruppen denkwürdigerweise, diese Kosten dem Ministerium für Kohle und Energie aufzubürden.⁴

Kurz bevor das architektonische »achte Weltwunder« endgültig fallen sollte, bestand es also an abgelegenen Ecken noch immer aus überkommenen und baufälligen Provisorien, aus Elementen ganz unterschiedlicher Bauphasen. Und woraus hatte es anfangs bestanden? Mitte September sowie Mitte November 1961, also wenige Wochen nach dem Mauerbau, wanderten zwei Chronisten die gesamte, 46 km lange innerstädtische Grenze westlicherseits ab, und sie hinterließen ihre Beobachtungen. Fazit: Maroder Mauer-Murks aus Stacheldraht, bröckelnden Fabrik- bzw. Friedhofsmauern und grotesk vermauerten, kriegszerfressenen Hausfassaden.⁵ Handelte es sich also überhaupt um eine Mauer? Nur sehr bedingt. Anfangs war da gar kein Mauerbau. Die Einsatzbefehle für die Nacht vom 12. zum 13. August sprachen von pionierteknischer Sicherung (obwohl Ulbricht schon von Beginn an eine Mauer favorisierte, hatte Chruschtschow maximal Stacheldraht erlaubt). Ulbrichts für alle überraschendes fistelndes Diktum auf der Pressekonferenz vom 15. Juni 1961, daß niemand die Absicht habe, eine Mauer zu errichten, hatte aus dieser Perspektive also durchaus einen Sinn. Es war ein abgerungenes Bekenntnis zu Moskau. Vorerst blieb es bei Stacheldraht und bei der zusätzlichen architektonischen Befestigung sensibler Regionen mit Betonteilen (beispielsweise Durchgangsstraßen). Man konzipierte einen Gartenzaun mit Truppenbewehrung, mehr nicht. Damit hoffte man, dem Flüchtlingsproblem (zwischen Gründung der DDR und Mauerbau: 2,6 Millionen Menschen) Einhalt gebieten zu können – als hätte man es lediglich mit einem emotional leicht labilen Staatsvolk zu tun, das nun endlich wisse, wo der Hammer hängt. Die nachfolgende Wucht der Grenzdurchbrüche beendete diesen paternalistischen Diktatorentraum. Man fuhr – Schlüsseldokument ist die Tagung des sogenannten »Zentralen Stabes« unter Honecker vom 20. September 1961 – gnadenlos und umfassend die Instrumente auf. Begünstigend kam die äußerst laue Reaktion der Alliierten hinzu. Denn die drei nicht-sowjetischen Besatzungsmächte spielten das allen Seiten vorteilhafte Spiel mit, sie wetteiferten geradezu darum, die Grenzanlagen gegen Anschläge westlicherseits zu schützen. Auch das bestärkte die Machthaber um Ulbricht und Honecker vorzupreschen; auch das verschaffte ihnen den Rückhalt, den Zaun zur Mauer aufzurüsten.

War die »Mauer« also ein ungeplanter Selbstläufer, resultierend aus dem ungebrochenen heftigen Fluchtwillen der Ostdeutschen, kombiniert mit alliierter Gleichgültigkeit gegen die bisherige Sperre? Oder war die Mauer als Mauer nicht doch von Anfang an geplant? Wie auch immer: Am 20. September 1961, rund fünf Wochen nach der Abriegelung, fiel die Entscheidung für eine wirkliche »Mauer«. Sie fiel nach sorgfältiger Faktorenabwägung. Grund war die ungebrochene Flüchtlingswelle, die auch an den bisherigen Sperrern nicht stoppte. Verbindlich wurde nunmehr bestätigt, Straßen aufzureißen, Gräben zu ziehen, Drahtzäune auszubauen und Betonplatten über Verbindungsstraßen zu legen. Ebenso wurde die Errichtung von 2 m hohen Mauern für einen innerstädtischen Abschnitt von 18–20 km beschlossen (teilweise waren solche vermauerten Kleinstabschnitte schon ab 15. August entstanden, laut in West-Berlin erscheinenden Zeitungen war vor allem der 17. August ein Schlüsseltag). Diese Minimalvermauerung von 20 km war vorerst das Maximum. Bedenkenträger wie Staatssicherheitschef Mielke und Armeechef Hoffmann, die offenbar den Gegenwind aus Moskau in Rechnung stellten, hatten nämlich Vorbehalte. Sie wiesen darauf hin, daß für die Außenbezirke und für die sogenannte »grüne Grenze« eine Mauer nicht vorteilhaft sei, da sie Schatten werfe und Flüchtlinge nur begünstige. Auch hielten sie – eigentlich ein sich selbst entlarvendes Argument – Stacheldraht für haltbarer und für sperrtechnisch effektiver. Für den Fall der Fälle gaben sie also mit taktierendem Blick nach Moskau ihre Bedenken zu Protokoll, und noch ein Jahr später, am 14. September 1962, berichtete Armeechef Hoffmann der 12. Sitzung des »Nationalen Verteidigungsrats« unbeeinträchtigt: »Am wirksamsten gegen Grenzverletzer sind die Drahtsperrren«⁶. Dennoch, trotz einiger Vorgängerbauten: Auf diesen 20. September 1961 läßt sich der tatsächliche Beginn des planmäßigen Baus einer steinernen »Berliner Mauer« datieren.⁷ Verwirklicht wurde er, bei entsprechendem Planungsvorlauf, vor allem in den konzertierten Mauerbauaktionen in den Tagen um den 20. November 1961 (die von den Zeitungen West-Berlins engagiert dokumentiert wurden), und insgesamt ist von einer zeitlichen Aufeinanderfolge mehrerer verschiedener Sperranlagen auszugehen, von denen man fünf bzw. sechs im engeren Sinn als Mauern bezeichnen kann. Gerade der vertiefte Blick auf die eigentliche Entstehung dieser »Mauer«, die anfangs als solche kaum geplant war, verdeutlicht die Dynamik dieses nach innen, gegen die DDR-Bewohner gerichteten Sperrsystems. Mauern waren anfangs ein im Grunde marginales Element. In einem komplexen Bedingungsgefüge von innen- und außenpolitischen, militärischen, ökonomisch-finanziellen und nicht zuletzt ästhetischen Erwägungen wurde das Grenzregime derart foreiert, daß Mauern – also »die Mauer« – immer mehr zur militärisch-sperrtechnischen und zur visuell-ästhetischen Dominante wurde.

1. Vom Mauer-Pfusch zur ökologischen Grenze

Die – auch zeitlich gesehen – allererste Sperre war eine Menschensperre, eine Leibersperre. So wurde noch im November 1961 beobachtet: »An der Lindenstraße müssen Mauerlücken im Zuge von Verstärkungsarbeiten zeitweilig mit Menschenleibern gedeckt werden.«⁸ Mit physisch-leiblicher Präsenz wurden potentielle Flüchtlinge eingeschüchtert und abgeschreckt. In der ostdeutschen Bildpropaganda nahm eine solche Menschenmauer (bevorzugt aus Angehörigen betrieblicher Kampfgruppen und eben nicht aus klassischen Militärs bestehend) einen repräsentativen Platz ein. Das hatte mindestens zwei Gründe. Einerseits sollte mit dem inszenierten Blick Richtung Westen vermittelt werden, daß es sich nicht um eine Grenzziehung nach innen, sondern nach außen, gegen imperialistische Aggressoren handle. Andererseits dominierte bilddidaktisch das vormoderne Ideal einer unmittelbaren Körperlichkeit. Diese Menschenmauern – effektiv inszeniert vor allem am Brandenburger Tor – demonstrierten sozialen Rückhalt und soziale Kohäsion, symbolisierten unmittelbare Vergesellschaftung sowie den Kultus von Männlichkeit. Sie waren eine anthropogene Machtdemonstration: eines elementaren nackten Substrats, gesteckt in Uniformhaut. Bei aller anschließenden technischen Aufrüstung blieben diese Körpermauern das *non plus ultra* der DDR-Grenzsicherung. Die wachsende Lücke zwischen den Körpern wurde aber zunehmend durch Signaltechniken und die Fernwirkung von Gewehrläufen ersetzt.

Hinzu kam als wichtigstes und effektivstes technisches Sperrmittel der Anfangszeit Stacheldraht, erfunden Ende des 19. Jahrhunderts. Er war äußerst schnell aufzubauen, war mobil und billig. Er hatte seine Effizienz in den Kriegen und Lagern des 20. Jahrhunderts genügend unter Beweis gestellt. In einem geradezu automatisierten Reflex wurde von den Mauererbauern um Honecker zu dieser »kleinen Lösung« gegriffen. Es wuchs (obwohl anfangs und in völliger Verkennung der Dauerkrise offenbar nur an eine vorübergehende Lösung gedacht wurde) nichts anderes als gigantische Lagerarchitektur, ein grandioser Lagerzaun, der der Tendenz nach ein ganzes Land umfaßte. Dennoch hatte Stacheldraht, wenn man von ökonomischen Vorteilen absieht, zwei entscheidende Nachteile. Erstens evozierte er zwangsläufig das Bild einer Einsperrung. Zweitens konnte Stacheldraht gegen gewaltsame Durchbrüche mit Fahrzeugen nicht wirklich schützen.

a) *Mauer der »ersten Generation«.* Aufgrund des Abwägens von Vor- und Nachteilen wurde deshalb auf der oben erwähnten Sitzung vom 20. September 1961 der Bau einer Mauerstrecke von 18–20 km beschlossen, zwei Meter hoch (es wird vermutet, daß Ulbricht persönlich die treibende Kraft einer weiteren umfassenden Vermauerung war, die er schließlich auch gegen Chruschtschow durch-

setzte, der eher den kurzlebigeren Stacheldraht favorisierte⁹). Doch schon zuvor waren an bestimmten Punkten Mauerabschnitte entstanden, unmittelbar im Zusammenhang mit der Grenzschließung. Diese Mauern waren anfangs aber nicht die industriell gefertigten Gübelemente der Mauer der »dritten« und »vierten Generation«, die ab 1965 bzw. 1976 errichtet wurden. Vielmehr handelte es sich um ein wüstes Konglomerat aus Betonplatten, Betonbalken, Ziegeln sowie Gasbetonsteinen (Hohlblocksteine) mit Stacheldrahtkrone, meist nur 30 cm stark – ein perverses Werk städtischer Aufbauarbeit, eine ruinöse Rumpelmauer in der noch immer kriegsversehrten Stadt, aufgrund meist nicht vorhandener Fundamentierung schlichtweg baufällig, wie der Berliner Stadtkommandant Poppe Ende 1964 selbstkritisch einschätzen mußte: »Auf Grund der Bedingungen, die durch die Maßnahmen des 13. August 1961 gegeben waren, wurden die pioniertechnischen Anlagen in kurzer Zeit, ohne notwendige Erprobung, bei teilweise ungenügender Fachkenntnis der eingesetzten Kräfte, errichtet.«¹⁰

b) *Mauer der »zweiten Generation«.* In der Forschungsliteratur bestehen unterschiedliche Auffassungen, was als »zweite Generation« gelten könne. Einerseits gilt die nunmehr durch Betonblöcke, Platten und Pfeiler abgestützte einstige dünne Strichmauer, die, wie oben zu sehen war, zuvor gelegentlich einfach umstürzte, als Mauer »zweiter Generation«. Das wäre also lediglich eine abgesteifte, dickere Mauer. Andererseits wird das kombinierte Ensemble aus Vordermauer und Hinterlandmauer als Mauer »zweiter Generation« angesehen. Offenbar ab Juni 1962 begann die systematische Errichtung dieser Hinterlandmauer. Damit entstand der eigentliche Todesstreifen, ein grell ausgeleuchteter Käfig, begrenzt von zusammengestückelten Improvisorien. Vor allem die Vordermauer war noch immer ein unverputztes wildes Material- und Stilgemisch. Betonplatten, Betonbalken, Gasbetonsteine, Ziegel, Stacheldraht wurden – architektonische Orgie – wüst miteinander kopuliert. Bestehende Friedhofsmauern und zugemauerte Hausfassaden kamen, wie an der Bernauer Straße, als integrierte Teile hinzu. Darüber ragende hölzerne Sichtblenden, die an strategisch wichtigen Abschnitten angebracht waren, verstärkten den zusammengestückelten Charakter. Fotos vermitteln punktuelle Eindrücke von diesem lieblos geschluderten Machwerk, einem fragilen Monstrum.

Ein Faltpan, der 1965 in West-Berlin veröffentlicht wurde und die Mauer quer durch Berlin von der Oberbaumbrücke bis zur Eberswalder Straße abbildete, überliefert (gleichwohl stilisierend und vereinheitlichend glättend) ein Bild davon. Er hält aber auch fest, was zeitgenössische Fotos zur Genüge bezeugen: daß die Vordermauer dieser »zweiten Generation« an einigen Stellen auch aus quer übereinander vermauerten und ziegelähnlich verzahnten schmalen Betonplatten bestand¹¹, teils aus dem Wohnungsbauwesen, teils aus dem Straßenbau.

c) *Mauer der »dritten Generation«.* Mauern unterliegen einer Evolution. Betonmauern waren eine Neuheit des 19. Jahrhunderts, erlebten aber erst im industrialisierten Bauwesen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihre wirkliche Karriere. Für die Berliner Mauer bedeutete das den Weg zu einer »dritten Generation«, bedeutete industrielle Vorfertigung von Großelementen und Montage vor Ort mit schwerer Technik. Diese neue Mauer bestand aus vorgefertigten Betonteilen, aus schmalen Stahlbetonleisten, die quer in ein Korsett aus Stahlpfeilern eingehoben wurden, die mit ihrem H-Profil ausreichend Halt boten. Der Grund für diese Innovation: Immer wieder hagelte es wegen der nicht abreißen Welle von Flüchtlingen und zunehmend auch von Deserteuren Vorwürfe des Politbüros bzw. des »Nationalen Verteidigungsrates« an das Verteidigungsministerium, an die Leitung der Grenztruppen sowie an den Kommandanten der Grenztruppen von Berlin (so auf den Sitzungen des »Verteidigungsrates« vom 20. September 1963 und 29. Oktober 1964). Damit im Zusammenhang muß dem Stadtkommandanten – damals Generalmajor Poppe – sehr direkt ein »robustes Mandat« nahegelegt worden sein: der systematische Aufbau einer Mauer. Denn ein bereits am 17. September 1964 vorliegendes umfangreiches Papier des Verteidigungsministeriums (das dann sechs Wochen später Bestandteil der erwähnten »Verteidigungsrats-Sitzung« vom 29. Oktober wurde) kritisierte ausdrücklich die sogenannte »Urvätermethoden«, mit denen an den pioniertechnischen Ausbau an der Westgrenze bzw. in Berlin gegangen würde: »Durch diese primitiven Methoden werden die Arbeiten unnötig lange hinausgezögert« sowie »mit geringer Qualität durchgeführt«¹². Poppe, der von diesem vernichtenden Urteil offenbar Wind bekommen hatte, witterte Ungemach. In einem bezeichnenderweise lediglich auf »September 1964« datierten Befehl setzte er hastig für Ende September/Anfang Oktober 1964 Mauer-Experimente auf dem Übungsplatz Streganz in der Nähe von Storkow an.¹³ Er kam also dem fatalen Fazit des »Nationalen Verteidigungsrates« vom 29. Oktober vorausschauend zuvor. Fußend auf diesen Experimenten legte er dann im Februar 1965 ein Entwurfspapier vor, das in bewährter sozialistischer Manier tiefgreifende Selbstkritik übte und eine durchgehende Revision des bisherigen Grenzregimes ankündigte.¹⁴ Kernstück dieses Plans war, wie auch ein weiteres Planpapier vom 25. Februar 1965 zeigt, die oben bereits umrissene Lösung, an der Vorderlandmauer die übereinandergeschichteten Betonstreifen, die als »zweite Generation« anzusehen sind, im überlappenden Ziegelmodus zu verlegen bzw. zu vermauern.¹⁵ Es wurde also nur das in umfassender Weise konzipiert, was ja an manchen Stellen bereits Praxis geworden war (ein weiteres Mauerelement mit oben beiderseits y-förmigen Überhängen in der Art eines futuristischen Buswartehäuschens, das ebenfalls auf einem Protokollfoto zu sehen ist, war also aus den Überlegungen herausgefallen¹⁶). Diese Antwort »überlappende Betonplatten« wurde innerhalb der Grenztruppen, des Ministeriums für Nationale Verteidigung oder der SED-

Führungsriege aber rasch verworfen. Zwar sind heute nicht mehr alle Details der damaligen Debatten rekonstruierbar, aber mindestens ein Ergebnis zeichnete sich im Herbst 1964/Frühjahr 1965 ab: Eine Mauer sollte gebaut werden, und Kosten spielten keine Rolle. Aber es entstand eine Mauer anderer Art, es kam zu einem qualitativ neuen Konzept. Das Material Beton hatte nunmehr die ihm angemessene Form gefunden. Die jetzige Lösung bestand aus einer Kombination von Stahlfeilern und vertikal in sie eingepaßten, übereinanderstehenden schmalen Betonplatten. Bis zu zehn schmale Platten standen quer übereinander, von den Feilern gehalten. Ab Mitte der sechziger Jahre, verstärkt ab 1968, kam dieses neue Mauerarrangement, das schon den rohrähnlichen Aufsatz trug, der ein Übersteigen zusätzlich erschweren sollte (aber auch als Witterungsschutz diente), an der Grenze zum Einsatz. Schlüsseldokument war die Anordnung Nr. 5/65 des Berliner Stadtkommandanten vom 26. April 1965, die den Bau dieser Mauer »im Stadtgebiet und in Ortschaften mit geringer Handlungstiefe« verbindlich machte.¹⁷ Auf Basis dieses Schlüsseldokuments wurde Berlin systematisch ummauert, und die Mauer wurde zum Vorderabschluß eines ausgeklügelten gestaffelten Sperrsystems: Hinterlandmauer, Grenzsignalzaun, Höcker, Hundelaufanlagen (meist an Randgebieten Berlins), Beobachtungstürme, Lichttrasse, Kolonnenweg, geharkter oder geggter Kontrollstreifen, Graben gegen Kfz-Durchbrüche und schließlich eben jene Leistenmauer an vorderster Front.

d) Mauer der »vierten Generation«. Stahlbeton als solcher hatte sich bewährt. Probleme bereitete allerdings, wie erwähnt, die Zulieferqualität. Der relativ hohe Technik- und Personalaufwand beim Aufbau der Teile der bisherigen »dritten Generation« kam hinzu. Darüber hinaus war die Verankerung im Boden nicht optimal. Widerstand gegen Kollisionen mit schweren Fahrzeugen bot diese Mauer nicht. Und nicht zuletzt: Einerseits offerierten die vielen Quer- und Hochkanten dieses Baus immer wieder Ansatzflächen für Beschädigungen von westlicher Seite durch Brechstangen und Hebel. Und – das war noch viel schlimmer – diese Mauer leistete geradezu Beihilfe zur Flucht. Die Querkanten boten eine geeignete Tritthilfe für Flüchtlinge. Bessere Lösungen mußten her, und offenbar auch angeregt von neuen Trends im Industriebau, der zunehmend großflächige Elemente einsetzte, kam es zur Entwicklung der »Grenzmauer 75«. Anlaß waren Forderungen der Gesamtleitung der Grenztruppen, und wieder ging man systematisch mit Erprobungen zu Werk. Zwei bzw. drei Gußelemente (Standardelemente zur Lagerung von Schüttgut aus Industrie und Landwirtschaft, die seit Januar 1974 vom VEB Betonleichtbaukombinat Dresden, aber auch von anderen Betrieben, hergestellt wurden¹⁸) standen zur Erprobung, und sie mußten sich in sieben bzw. zehn verschiedenen Überwindungsszenarien bewähren. Das Ergebnis: Stützwandelemente des Typs UL 12.41 eigneten sich am

besten: Wandstärke 15 cm; Breite 1,2 m; Höhe 3,6 m (mit Rohraufsatz 4,0 m); t-förmiger Sockel, der eine Fundamentierung hinfällig machte und dennoch ein gewaltsames Umlegen verhinderte. Folgerichtig fiel die Entscheidung für dieses erstgenannte Element aus der seriellen Industrieproduktion; Schlüsseldokument war die »Konzeption für den weiteren Ausbau der Staatsgrenze« für die Jahre 1976–1980 des Chefs der Grenztruppen von August 1975. Es sah die Bestückung eines ersten Probeabschnitts in Berlin vor.¹⁹ Sie erfolgte Anfang 1976 vom Brandenburger Tor bis zur Schillingbrücke.²⁰ Danach wurde West-Berlin weitläufig damit umpfercht (aber auch mit anderen, am Fuß leicht abgewandelten Elementen): 45.000 dieser Elemente (29.000 an der Sektorengrenze, 16.000 an verschiedenen Stellen des Außenrings). Selbst an einigen Punkten der DDR-Außengrenze zur Bundesrepublik kamen sie zum Einsatz, etwa bei Vacha/Rhön – ein angeweißtes Mauerband, ein Amalgam aus Schönheit und Terror, abstoßend und anziehend zugleich, erhabene, einschüchternde Architektur »pur«.

e) *Mauer der »fünften Generation«*. Kurz vor Silvester 1988. Wieder einmal plagten Sorgen die Führungskräfte der Grenztruppen. Sicher sollte ihre Grenze sein, aber auch kosteneffektiv. Und beides traf überhaupt nicht zu. Insbesondere die Kosten bereiteten Kopfzerbrechen. Über die Jahrzehnte waren die Ausgaben für die Mauer, das heißt für alle Grenzsicherungsanlagen der DDR einschließlich der der Westgrenze, stets schneller gestiegen als das Nationaleinkommen. Der zunehmende ökonomische Druck machte auch vor der Grenze nicht halt. Der Vorwurf mangelnder Ausgabendisziplin stand im Raum. 1988 waren die staatlichen Ausgaben für Grenzsicherung (nicht nur für Berlin) doppelt so hoch wie die für Sport, fast so hoch wie die für Kultur. Ein einziges 1,2 m breites Element der »Grenzmauer 75« kostete 359 Ostmark; 45.000 davon wurden verbaut. Das waren allein Ausgaben nur für die Vorderlandmauer. Weitere Kosten für Zäune, Gräben, Kolonnenwege, Türme usw. kamen hinzu. Es mußte gespart werden – gespart an Menschen und Material, so auch ausdrücklich an der kostenintensiven immerwährenden Beleuchtung. Ergebnis war ein Maßnahmeplan vom 30. Dezember 1988 für den Perspektivzeitraum 1991–1995/2000. Er sah unter anderem die Einschränkung und zeitweise Abschaltung der kostspieligen Beleuchtung vor, legte aber mit anderen Neuheiten nach: Infrarot- und Mikrowellenschranken, Funkstrahlsignalgebersysteme, Vibrationsmeldungsgeber, neue Funkmeßaufklärungsgeräte und neue Übersteigsicherungen.²¹ Diese Mauer wäre die Hochtechnologiemauer eines elektronischen Überwachungsstaats geworden.

f) *Grüne Zukunft: Mauer der »sechsten Generation«*. Der Druck auf die Spitzen der Grenztruppen wuchs. Kosten senken und Sperreffektivität steigern, wie ging das? Ergebnis waren im Dezember 1988 die Pläne eines High-Tech-Walls für die neunziger Jahre. Es muß aber auch Kommandeure gegeben haben, die so

wohl die ökonomischen als auch technischen Potenzen des Landes, das sie vor der Flucht seiner Bewohner schützen sollten, realistischer bewerteten. Denn gerade diese Mikroelektronik kostete Unmengen an Geld. Und sie hatte sich, wie in internen Papieren immer wieder moniert wurde, bisher als äußerst stör anfällig und unausgereift erwiesen. Bis zu 50% aller bisherigen elektronischen Grenzalarne waren durch Witterung und Wild ausgelöst worden. Auch das führte offenbar zur Alternative einer »grünen Grenze«. So legte eine Arbeitsgruppe des Militärtechnischen Instituts der Nationalen Volksarmee kurz nach dem bereits erwähnten Dezember-Entwurf am 10. Januar 1989 eine weitere Studie namens »Möglichkeiten der Neu- und Umgestaltung von Sperr- und Warnzäunen« vor. In der walddreichen Gegend Bad Saarows war den Genossen, die diesen Vorschlag ausarbeiteten, beachtliches »grünes« Gedankengut aus der Feder geflossen. Sie forderten eine Anpassung von Sperrelementen an landschaftliche Gegebenheiten; insbesondere Hecken hatten es den Verfassern angetan. Eine lange Lebensdauer, ein geringer Wartungsaufwand und vor allem geringe Kosten sprächen eindeutig für dieses Grünelement, wenn man für das jeweilige Pflanzgut das Regionalklima und die Bodenbeschaffenheit berücksichtige. Frostschäden, Wildfraß und Schädlingsbefall müßten zwar in Rechnung gestellt werden, aber nichts spräche gegen diese effektive und attraktive grüne Sperrvariante. In drei Reihen aufgestellt und mit Festmaterial stabilisiert (Stahlbetonelemente, Drahtrollen, Streckmetall), würde es einen zuverlässigen und kostensparenden Grenzschutz gewähren. Atemberaubender Höhepunkt dieser Vorschläge zur militärischen Landschaftsverschönerung: »Der Forderung ›Aussehen‹ ist gegenüber der Forderung ›Sperrwert‹ der Vorrang einzuräumen.«²² Diskussionen um die Errichtung dieser Landschaftshecke erübrigten sich alsbald. Die Zeichen standen auf Sturm, seit Mitte 1989 wackelte die Mauer wie ein hohler Zahn. Sie fiel durch bloßen körperlichen Gegendruck, veranlaßt durch ein Mißverständnis, durch falsch verstandene Kritzeleien auf einem Notizzettel während der Revolution 1989.

2. Raustreten zur Verschönerung

Das seinerzeit meistfotografierte Bauwerk der Welt war nur im Nebenberuf Bauwerk. Es war ein politisches Sperrwerk, es zerschnitt bedingungslos den Organismus Stadt. Dennoch ging von ihm eine Faszination aus, wie auch von anderen geteilten Städten Faszination ausgeht. *Double face of Janus*: Jerusalem, Nikosia, Belfast, Mostar, Narva/Iwangoorod. Ihre architektonisch separierten Teile, geteilte siamesische Zwillinge, verdeutlichen die grundlegende Ambivalenz von Welt, stellen sie im Modus des Urbanen zur Schau. Geteilte Städte produzieren eine bestimmte Raumästhetik, eine architektonische Ästhetik der Zweisamkeit, der gestörten Zweisamkeit, und auf ihre spezifische Weise sind sie raumästhetische

Exempel auf diesen Störfall Welt. Ästhetischer Imperativ: geteilt einig, einig geteilt. In Berlin spitzte sich dieser ästhetische Imperativ durch das Teilungselement Mauer zu. Sie teilte nicht lediglich, sondern war selbst die Teilung, eine kühne Raumkerbe, eine ins Innere gekrempelte Stadtkante, die einen extremen raumästhetischen und ästhetischen Eigenwert gewann. Was Berlin bereits an Urbanaufwertung und Standortnobilisierung durch Teilung ebenso wie durch die Verdoppelung gewonnen hatte, kulminierte im Tertium der Mauer. Sie war die räumliche Stadtdominante, zu der sich die beiden Hälften zentrierten. Sie hatte den ästhetischen Eigenwert eines Monuments, von dem eine mysteriöse Faszination ausging, wie etwa von Christos 40 km langer Tuchkonstruktion *Running Fence* (1972/76).

Wie läßt sich diese Faszination erklären, bestand eine spezifische Ästhetik der Berliner Mauer? Wie sahen Architekten dieses Artefakt? Wie kam Rem Koolhaas, gewiß kein architektonischer Dilettant, zu dem Urteil »heartbreakingly beautiful«²³? Ein Antwortversuch: Die *primäre Ästhetik* der Berliner Mauer, also die des Bauwerks als solchem, war keine monolithische. Es gab nicht *die* Ästhetik der Berliner »Mauer«. Es ist vielmehr von gegenstandsbedingten (aber nicht gegenstandsimmanenten) Funktionsästhetiken auszugehen, und zwar von mindestens fünf: Ästhetik des Einheitlichen, Ästhetik des Sachlichen, Ästhetik des Kitschigen, Ästhetik des Leeren sowie Ästhetik des Ruinösen; auf ostdeutscher Seite bestand sechstens schließlich eine Ästhetik der Abwesenheit, der Absenz. Diese ästhetischen Szenarien haben eines gemeinsam: Sie lassen sich, unter Rekurs auf die in gegenwärtigen Ästhetik-Theorien etablierten sinnvollen Unterscheidungen von Produktionsästhetik und Rezeptionsästhetik, auf *produktions-ästhetische* Absichten der jeweiligen Mauer-Erbauer zurückführen. Um diese planvollen Absichten zu decouvrieren, wird der Blick auf offizielle Dokumente aber nicht weiterhelfen. Man ist auf die saure Archivarbeit vor allem in Unterlagen der Stadtkommandantur Berlin, des ihr nachfolgenden Grenzkommandos Mitte, des Kommandos der Grenztruppen, des Ministeriums für Nationale Verteidigung oder des Nationalen Verteidigungsrats der DDR angewiesen.

1. Ästhetik des Einheitlichen. Eine Forderung durchzieht die Befehlsketten zum Mauerregime immer wieder: die Herstellung von »Ordnung und Sicherheit«. Einerseits war das ein *terminus technicus* zur Durchsetzung militärischer Effizienz, andererseits implizierte diese Forderung auch ästhetische Normen. Das Grenzsystem sollte vereinheitlicht werden. Dieser Wille zur Vereinheitlichung umfaßte die Organisation des Grenzdienstes und ein vereinheitlichtes uniformiertes Erscheinungsbild der Grenztruppen ebenso wie eine Vereinheitlichung des Sperrsystems einschließlich seines vorderen Grenzelements (anfangs nur wenige Kilometer Mauer). Vereinheitlichung, Standardisierung und Typisierung sind *conditio sine qua non* militärischer Praxis; entsprechend wurde mit den

Jahren auch das Grenzregime »vereinheitlicht«. Ein wesentlicher erster Schritt war der großflächige Abriss unmittelbar am Grenzstreifen befindlicher Wohn- und Industrieanlagen (besiegelt von der 15. Sitzung des »Nationalen Verteidigungsrates der DDR« am 13. Juni 1963²⁴). Ein weiterer Schritt war die Mitte 1963 geplante Herstellung einer Muster-Grenze durch die Stadtkommandantur Berlin, die Vorbild für weitere Grenzabschnitte im Raum Berlin sein sollte.²⁵ So recht schien aber in den Anfangsjahren keine grundlegende Veränderung erzielt worden zu sein. Anfang des Jahrs 1965 räumte der Berliner Stadtkommandant in einer zerknirschten Selbstkritik ein (die auch die sperrotechnischen Qualitäten betraf): »Die pioniertechnischen Anlagen sind uneinheitlich und wartungsintensiv. I. . . Die pioniertechnischen Anlagen tragen oft nicht zur Stärkung des Ansehens der Deutschen Demokratischen Republik in der Weltöffentlichkeit bei.«²⁶

2. *Ästhetik des Sachlichen.* Schon in die Frühzeit des Mauerbaus (1962) fallen Empfehlungen, durch eine Vereinheitlichung der Bauausführung »das Ansehen der DDR zu heben«²⁷, und es fallen (1964) explizite Befehle zu »Verschönerungsarbeiten«²⁸ (wobei vor allem wohl an Aufräum-, Ordnungs- und Vereinheitlichungsarbeiten gedacht war). Zumindest an den Grenzübergängen wurden die häßlichen Mauer-Improvisorien ganz verschiedener Art im Lauf der Jahre Richtung Westen mit glatten Platten verkleidet. Dieser Verschönerungswille erstreckte sich nicht nur auf Hindernisse an Grenzübergangsanlagen. Die Mauer selbst, damals, abgesehen von bestimmten Innenstadtabschnitten, meist noch gar keine Mauer, sondern ein Stacheldrahtkäfig, sollte ein akzeptableres Ansehen gewinnen. Sie sollte in Richtung Westen nicht mehr wie ein Verhau wirken, nicht mehr an die Menscheneinsperrung von Konzentrationslagern erinnern. Andere Lösungen mußten her, und mit den Jahren wurde die Grenze – eine Synthese funktionaler und symbolischer Aspekte – gezielt ästhetisiert. Erst damit wurde sie tatsächlich zur »Mauer«. Und diese Mauer ermöglichte und erzwang, geradezu im Selbstlauf, neue Schritte weiterer Ästhetisierungsverfahren. Aus dem Wust veröffentlichter und nichtveröffentlichter Dokumente lassen sich die entsprechenden Etappen unter Heranziehung des militärischen Nachlasses der DDR (heute zugänglich im »Bundesarchiv-Militärarchiv« Freiburg) recht deutlich rekonstruieren. Wie oben ausgeführt, kann auf den 20. September 1961 der tatsächliche Bau einer steinernen »Berliner Mauer« für Berlin datiert werden. Das hielt die Flüchtenden aber keinesfalls ab. Nach entsprechenden herben Kritiken der SED-Führung und des Verteidigungsministeriums am nicht abreißen den Flüchtlingsstrom wurde deshalb im Februar 1965 ein grundlegender konzeptioneller Mauer-Plan für die Jahre bis 1970 vorgelegt. Ein Schaubild dieses Plans, das offenbar noch niemals (oder nur sehr entlegen) veröffentlicht wurde, zeigt einen idealisierten Mauerentwurf. Querliegende Betonplatten schufen eine

insgesamt 3,0 m hohe Mauer, die aufsitzende Mauerkrone aus einem Asbestrundling war bereits konzipiert. Ziel war eine sperntechnisch effektive wie auch ästhetisierende Lösung. Es ging laut Plan von Februar 1965 darum, »Elemente aufzubauen, die ein hohes Niveau aufweisen und dem Landschaftsbild besser entsprechen«, es ging um die »Stärkung des Ansehens der Deutschen Demokratischen Republik in der Weltöffentlichkeit«²⁹, und darum, wie ein späteres Dokument von Ende April 1974 betont, der Mauer »ein gutes bautechnisches Aussehen« zu geben.³⁰ Auf dem Papier antizipiert war aber lediglich eine Zwitter-Mauer. Denn sie bestand aus Beton-Platten, die quer übereinandergelegt und wie Ziegel überlappend vermauert werden sollten. Betonplatten waren hier noch wie Ziegel inszeniert. Beton war noch nicht als Beton gedacht; ästhetisch standen die planenden Offiziere noch tief in der architektonischen Steinzeit.

Dennoch verschaffte ihnen dieser Entwurf angesichts der vorausgegangenen herben Kritiken eine Atempause, und parallel dazu gingen sie auf Übungsplätzen wie Streganz und anderen an Bauversuche, die dem Material Beton als Beton sowohl sperntechnisch als auch ästhetisch gerechter wurden. Ergebnis dieser Versuche und der rund zehn Jahre später (1974/75) nochmals erfolgten Experimente waren die bereits genannten Betonarrangements der dritten und vierten Generation. Insbesondere die schon erwähnte »Grenzmauer 75«, also die der »vierten Generation«, erfüllte zur Zufriedenheit der Erbauer auch ästhetische Kriterien; sie galt, so der damalige Chef der Grenztruppen Klaus-Dieter Baumgarten im Jahr 1982, als »wartungsarm und formschön«³¹. In der Tat konnte sie sich sehen lassen. Ebenso wie es spezifische Ästhetiken des Stacheldrahts, des Spoliengemischs, von gemauerten Blockbetonsteinen gibt, existiert eine von serienmäßig industriell gefertigten Stahlbetonplatten. Stahlbeton zeichnete sich durch ideale Formbarkeit, Homogenität, Glätte, Unifizierung, Starre und Dauerhaftigkeit aus, und das disponierte ihn dazu, gleichsam als Kollektivsymbol, den Grenzstatus materiell zu manifestieren. Diese Materialästhetik des Betons ging mit einer bestimmten Formästhetik einher: Symmetrie und Regelmäßigkeit als ästhetische Übersetzung ideologischer Prämissen. Trugen die ersten Mauertypen auch in formaler Hinsicht alle Züge eines Provisoriums und stellte der Einbezug gekappter Häuser-, Friedhofs- und Fabrikmauern eine sichtlich eklektische Spolienverarbeitung dar, so wurden mit der Mauer aus Beton typisierende geometrisierende Formen verwirklicht; standardisierte Qualität einer standardisierten Gesellschaft. Auf Basis einer betonspezifischen Formensprache nahm die »Mauer« eine ästhetisch stringente, durchgehend normierte, standardisierte Form an, Sozialgeometrie auf Basis von Materialgeometrie. Das stand natürlich im Einklang mit generellen Trends des industriell-seriellen Bauens in der DDR. Es entwickelte sich eine effiziente, ungeschminkte Formensprache, die auf den Kurs architektonischer Avantgarde einschwenkte: Reduktion auf reine glatte Sachlichkeit, auf pure Architektur, auf bloßen minimalistischen

Funktionalismus; ein reinweiß betünchtes Funktionalisat. Die Hinterlandmauer – auf beiden Seiten meist mit aneinandergereihten weißen Quadraten versehen – verstärkte den Gestus einer monumentalen *minimal art*.

3. *Ästhetik des Kitschigen*. Eine Sitzung des »Nationalen Verteidigungsrates der DDR« faßte am 1. Juli 1983 erneut wegweisende Beschlüsse, sie forderte mit Blick auf Berlin nochmals »eine Verbesserung des äußeren Bildes des Grenzabschnittes«. ³² Dieser Beschluß verdichtete, was zumindest latent schon immer den Mauer-Machthabern vorschwebte, nämlich ein attraktives Ensemble zu schaffen. So multiplizierten sich 1983, innerhalb einer Befehlskette infolge dieses übergeordneten Beschlusses, die Befehle, die »Einheitlichkeit und Sauberkeit« forderten, die dem Brandenburger Tor »landschaftliche und gärtnerische Gestaltung« auferlegten, für ein »niveaivolles Aussehen« eintraten, für eine »farbliche Gestaltung« und eine »Verbesserung des Stadtbildes«. Es müsse ein »repräsentatives Aussehen« durchgesetzt werden. Ziel sei – *sancta simplicitas* – ein »attraktives Gesamtbild«. ³³ Dazu trug auch bei, an exponierten Stellen, wie etwa im Umfeld des Brandenburger Tors, die Mauer zu verfugen, zu verputzen und mit einem einheitlichen weißen Anstrich zu versehen. Warum gerade im Jahr 1983 der überraschende Wille zur Attraktivität die Mauerbauer ergriff, läßt sich aus den Akten des »Bundesarchiv-Militärarchiv« Freiburg rekonstruieren. Er hängt ebenso mit dem Werben um Milliardenkredite wie mit dem um internationale Anerkennung zusammen. In dieses Schlüsseljahr, kurz vor dem Strauß-Besuch im Sommer 1983, fallen die folgenreichen Beschlüsse des »Nationalen Verteidigungsrates« sowohl zum Abbau von Minen an der Westgrenze als auch zur optisch »humanitären« Gestaltung der Grenze in Berlin. Das bedeutete für die »Berliner Mauer« vor allem die gezielte Reduktion von Sperrelementen. Weniger war mehr. So verschwanden auf Basis einer Weisung des »Nationalen Verteidigungsrates« vom Juli 1983 anstößige und überflüssige Elemente: »Flächen- und Höckersperren, Erdbeobachtungsstellen, Postenhäuser sowie Hundelaufanlagen«. ³⁴ Das Mauerensemble wurde programmatisch ausgedünnt, die Mauer als solche wurde endgültige ästhetische Dominante. Begleitet wurde das von einer Vergartenzweigung der Mauer, zumindest am exponierten Brandenburger Tor: »niveaivolles Aussehen«, »Aufstellen von Pflanzkästen«, »Grünflächen«, »Ziermauer aus Strukturelementen«. ³⁵ Die mächtige Mauer, die jeder reglementierenden Kleingartenordnung spottete, wurde zur Begrenzung eines riesigen Kleingartenparadieses, eines Kleingartenstaats; das Brandenburger Tor mutierte zum Türchen in eine performative Kleingartenidylle. Im Januar 1988 – noch immer kamen direkt von Erich Honecker Klagen über eine nicht genügende Außenwirkung des Arrangements – wurde der Todesstreifen äußerlich zu einem Gartenstückchen mit Blumenkästen und rollbaren, schmiedeeisernen Gittern (als Hinterlandmauer) umfunktioniert. ³⁶

4. *Ästhetik des Leeren*. Die bewußte ästhetische Formgebung des Mauerensembles vor allem seit 1983 führte zu einer Aussonderung bisheriger Sperrelemente. Wie erwähnt, schwanden Höckersperren, Postenhäuser, Erdbeobachtungsstellen und Hundelaufanlagen sowie Sperrgräben gegen Kfz und anderes zunehmend aus dem Mauerstreifen. Daß nicht nur funktionale Aspekte diese Ausdünnung bewirkten, sondern auch ästhetische, verdeutlicht eine Kaskade von Skizzen des aktuell vorhandenen sowie des zukünftig geplanten Mauerstreifens im Vorfeld des erwähnten Beschlusses der 67. Sitzung des »Nationalen Verteidigungsrats« vom 1. Juli 1983. Ein Skizzenpaar der Vorher-Nachher-Situation von Januar 1983 des Chefs der Grenztruppen der DDR stellte die Weiterentwicklung noch nicht kontradiktorisch genug dar. Zwar wurden viele ehemalige Elemente eliminiert, aber das Situationsbild des »neuen« Systems beinhalten noch einen geplanten Streifen von Autobahnplanken als Sperre (als Ersatz für die ehemaligen Kfz-Gräben).³⁷ Nach Zurückweisung dieses Plans durch das Ministerium für Nationale Verteidigung wurde im März 1983 dieser für die Zukunft als überflüssig erachtete Streifen im nächsten druckfertigen Skizzenpaar des Chefs der Grenztruppen entfernt. Mehr noch: In das nun vorliegende Bild des »alten« Sperrsystems hatte jemand, wahrscheinlich eine übergeordnete Instanz des Verteidigungsministeriums, mit Bleistift zusätzlich eine Postenhütte hineinskizziert. Die alte Grenze sollte also auf dem Papier möglichst unübersichtlich wirken, die neue Grenze hingegen möglichst leer und glatt.³⁸ Das derart veränderte, endgültige Skizzenpaar vom April 1983 diente dann am 1. Juli 1983 als Beschlußvorlage³⁹, und es ist das Skizzenpaar, das in der Forschungsliteratur regelmäßig abgebildet wird.

Der Mauerstreifen trug also immer mehr den Charakter einer glatten Fläche inmitten des gekerbten Areals, das von der Vorder- und Hinterlandmauer begrenzt wurde. Das glatte Gekerbte, das gekerbte Glatte. Es entstand eine Enklave aus Leere, ein innerstädtischer *break*, ein Heterotop. *Die leere Mitte*: Es erfolgte ein urbaner Rückbau aus dem Zentrum heraus, und es wuchs eine negative Stadt, ein absoluter Raum als absoluter Zwischenraum. Ebenso aufgelockert wie komprimiert, besaß die Stadt eine innere Grenze, die sich als expandierende Leerstelle auswies. Sie war eine urbane Kanüle mit nichts weiter darin als Nicht-Stadt. Was diese Lücke erfüllte, war Licht, ewiges Licht. Es hatten sich zwei Perlenschnüre aus Stahlbeton herauskristallisiert, nur beleuchtete Leere dazwischen. Die Mauer transformierte sich mehr und mehr zu einer kühnen Lichttrasse, zu einer grandiosen, immerwährenden Lichtinstallation, zu einem Kompositum aus den die Landschaft durchlaufenden Materialwänden etwa Christos sowie den Lichtinstallationen etwa Dan Flavins oder Ólafur Eliassons. Unmerklich entstand eine aufgehellte Meditationslandschaft. Leere statt Fülle, Unterbietung statt Überbietung, ein Areal leer von Architektur und von Menschen. Was blieb, war das schattenwerfende Wechselspiel von Steinwänden,

Asphaltbändern und Sand – geharktem, geegtem Sand, ein zen-buddhistisches Kontrastarrangement, erleuchtete Semantik des Nichts. Das Mauerensemble präsentierte sich als Ort staatlich verhängter Stille, als Pfad der Erleuchtung, als von zwei Mauern eingefasstes »Sanctum«, ewig helles weißgetünchtes Nichts des Nirwana. Der architektonische Ausnahmezustand war politischer Ausnahmezustand, war reines Nichts und reine Macht, reine *potentia* des Todes. Berlin war durchzogen von einer implodierenden Brache mit Todespotential, einem innerstädtischen Andachtsort, einem Andachtsort der Gewalt, wie ihn keine Gedenkstätte jemals wieder wird reproduzieren können. Inmitten seines Zentrums wucherte ein gewalt- und todesgeladener Nicht-Ort, ein verlockender Sterbeparcours, eine verbotene Zone mit nichts als der Stille vor dem Schuß. Die eigentlichen Initiatoren waren dieses architektonischen Resultats gar nicht mächtig. Längst hatte das bauliche Experiment sich verselbständigt. Das Produkt entwickelte einen ästhetischen Eigensinn, der den Horizont der Produzenten um Dimensionen überstieg. Die Mauer durchlief eine Dingkarriere aus sich selbst heraus. Dinge – kulturwissenschaftlich längst erwiesen – sind handelnde Objekte, sie determinieren, ebenso wie sie determiniert sind, die handelnden Akteure. Dinge bzw. Objekte haben eine spezifische »agency«, die sich eigenauthentisch vortreibt. Die aufeinanderfolgenden Generationen von Mauererbauern wurden unerbittliche Handlanger eines Architektorexperiments, das unerbittlich in die Logik der reinen Leere, des reinen Tods trieb.

5. *Ästhetik des Ruinösen und Nicht-Ruinösen.* Im Jahr 1976 brachte eine Grenzbegehung entlang der Mauerabschnitte in Berlin-Mitte (Bernauer Straße, Friedhof Liesenstraße) sowie in Treptow Bedenkliches ans Licht. Das wiederholte Urteil über die verschiedenen Abschnitte: »baufällig«, »baufällig«, »baufällig«. ⁴⁰ Aber der entsprechende Regimentskommandeur und der Leiter des Grenzkommandos Mitte schoben die Sache offenbar auf. Denn drei Jahre später machte der Chef der DDR-Grenztruppen seinen Unmut über den Zustand der Grenzanlagen vor allem in der Bernauer Straße laut: »Sie bieten einen schlechten Anblick und schädigen das Ansehen der DDR. In mehreren Fällen wurden Hetzlosungen gegen die DDR und Mahnkreuze angebracht. Teilweise besteht Einsturzgefahr. In dem 3 bis 5 m breiten Streifen zwischen den Gebäuderesten befinden sich Ablagerungen verschiedenster Art. Teilweise überragen Bäume und Sträucher die Grenzsicherungsanlagen.« ⁴¹ In der Tat – nie hat die Mauer phantasievoller, pittoresker ausgesehen als an Abschnitten der Bernauer Straße. Sorgfältig über dem Erdgeschoß abrasierte Fassaden ehemaliger Mietshäuser, deren Fenster- und Türlöcher vermauert waren, bildeten hier die Vorderlandmauer ebenso wie Friedhofsmauern, sie fügten sich nahtlos an Betonblöcke an, die die Leere von Straßeneinmündungen blockierten und mit Stacheldraht bekränzt waren. Ein irrales Gebilde, eine groteske Kerbung, eine künstliche

erzeugte Ruine mit Sperreffekt. Zu Anfang trug die Mauer ja ohnehin den Charakter eines zusammengeschusterten, wankenden Spolienbaus mit allen Zügen eines Provisoriums, allen TGL-Normen spottend, nicht zuletzt aufgrund fehlender Fundamente hin und wieder einstürzend. Hier hatte er sich erhalten. Die Fassaden – und nicht wie andernorts üblich die Straßenmitte – bildeten hier einst die Sektorengrenze, und sie waren deshalb als vorgeschobene Mauer geeignet. Die zu diesen Fassaden gehörenden Häuser waren schon im September 1961 ihrer Bewohner entledigt worden, später die Bauten (ausgenommen die Kante der Erdgeschoßmauern) ganz abgetragen. Was blieb, war ein ruinöser Mauerstrich in der Landschaft, eine architektonische Melange: *Kaiser-Wilhelm-Mietskasernen-Architektur à la Honecker*. Nunmehr – eine Einsturzgefahr des irrwitzigen Ruinenensembles wurde diagnostiziert, und die nur notdürftig zugeschütteten Keller galten als Gefahrenherd – entspann sich der übliche bizarre Briefwechsel zwischen den Instanzen. Resultat: Beseitigung dieser Reste und Errichtung der »Grenzmauer 75« im Verlauf des Jahrs 1980 auch hier. Erschwert war das allerdings durch die Auflage, für den Abbau das gleich davor beginnende West-Berliner Gebiet nicht zu betreten und nach Möglichkeit auch mit keinem einzigen herabfallenden Ziegelstein zu infiltrieren, gleichfalls wären an Wochenenden sowie an westlichen Feiertagen keine Abbrucharbeiten durchzuführen.⁴²

Auch die Bernauer Straße avancierte nunmehr zum architektonischen Glanzstück. Ein symbolischer Sieg mehr, der bitter nötig schien. Denn trotz allen Wachstums der neuen »Grenzmauer 75« bestanden an eher abgelegenen Stellen, an den nördlichen und südlichen Enden der innerstädtischen Sektorengrenze sowie an der Grenze der DDR zu West-Berlin, nach wie vor wirkliche Schandmauern. Eine effektive Hege und Pflege, die umfassende Ersetzung durch mittlerweile »alte« Elemente der dritten oder durch »neue« Elemente der vierten Generation, wurde aufgrund der ökonomischen Einschränkungen immer schwieriger. So gab es weiterhin Provisorien: Lotterbau, sozialistischer Schlendrian. Selbst da, wo die neue Sperrmauer errichtet worden war, bestand ihr Vorfeld, das meist noch einige Meter zur DDR gehörte, aus zusammengestümperten Zäunen und verbogenen Schildern. Bröckelnder Beton und wild wuchernde Vegetation schufen ein Ambiente des Verfalls. Diese Tristesse, dieser Mauerverfall in der Ist-Zeit, wurde unter anderen von Fotografen wie Manfred Hamm, Wolfgang Petro und Matthias Hoffmann festgehalten. Vor allem Henry Ries' Fotografien, die über Jahrzehnte hinweg Mauerbau, Mauerausbau und beständigen Mauerverfall festhielten, ist es zu verdanken, daß diese Ruinenästhetik, welche die der ruinös-kriegszerstörten Stadt zeitlich verlängerte, nicht vergessen bleiben wird: ungepflegter städtischer Steiß mit Borsten aus Stacheldraht; poröse urbane Kerbe, berannt von Hasen, Fallwinden und Flüchtenden.

6. *Ästhetik der Absenz.* Vom Westen her war das Mauerensemble in der Draufsicht oder per Vogelschau präsent. Vom Osten her war es fast gar nicht präsent. Die Kehrseite hielt sich versteckt, verkroch sich im Organismus Stadt, verbarg sich in sorgsam behüteten Interdiktzonen. Allenfalls am Brandenburger Tor hatte man ein Fenster geöffnet, man sah auf gepflegten Rasen und auf Blumenrabatten. Der Rest, das heißt die Mauer als solche, war versenkt in Sperrgebiete: Betreten verboten, ansehen verboten, du sollst dir kein Bild machen. Die Einführung dieser Sperrzonen begann nominell mit einem Beschluß des »Nationalen Verteidigungsrates« vom 29. November 1961: »Kontrollstreifen« (in der Regel 10 m) und »Sicherheitsstreifen« (in der Regel 100 m); an den Außengrenzen zum Bezirk Potsdam war eine Sicherheitszone von 500 m vorgesehen. Die Zugänge zur Sicherheitszone wurden gesperrt, eine Melde- und Passierscheinpflicht eingeführt.⁴³ Mitte des Jahrs 1963 wurde mit der Einführung einer »Grenzordnung« diese Praxis gesetzlich offiziell zementiert.⁴⁴ Drei pragmatische Vektoren überschnitten sich in dieser Sperrzone. Erstens resultierte sie aus dem Vorhaben, potentielle »Gegner« (also Flüchtlinge) schon vor dem eigentlichen Todesstreifen abfangen zu können, also den aufwendigen materiell-technischen Ausbau der Grenzanlagen zu minimieren. Zweitens sollten der westlichen Seite die permanenten Fluchtversuche und die Festnahme Flüchtender so weit wie möglich verborgen bleiben. Drittens war es zu Fluchttunneln gekommen (»Agententunnel«), denen nunmehr durch verbreiterte Sperrzonen begegnet wurde. Somit wurde die eigentliche Grenze durch eine Vorgrenze abgefangen, anfangs aus Stacheldraht und Postenhäusern, später aus Blumenbehältern und Verbotsschildern. Und Jahr um Jahr schränkten sich diese Reichweiten dieser Sperrzonen ein. Dennoch wurde durch diese Interdiktzonen das, was nach Westen hin ästhetisch bald als Monument wirkte, nach Osten hin ein instantielles Geheimnis, das sich durch Geheimhaltung potenzierte. Sogar der Name Mauer war tabuisiert, grundsätzlich sprach man offiziell und archaisierend-traditionalistisch von einem »antifaschistischen Schutzwall«. Es war eine elektrisierende Leerstelle entstanden, ein verborgenes Phantasma, ein mit Bilderverbot belegter Fetisch, der Schauer des Numinosen auslöste. Die Mauer war ein energetisch anziehender und abstoßender unsichtbarer Magnet. Nicht ihr monumentalere Charakter, sondern ihre ästhetische Abwesenheit wurde zum Faszinans: eine von Verboten umhüllte Stadtpalte, eine staatlich-städtische Jungfernhaut, hysterisch von innen bewacht, um – patriarchalische Wachstumkehrung – Durchbrüche vom Inneren her zu verhindern.

3. Kitsch am Bau

Die innovativste Kunstaktion, die je die Berliner Mauer zum Gegenstand gehabt hätte, war die von Joseph Beuys im Programmheft einer am 20. Juli 1964 in

Düsseldorf stattfindenden Performance empfohlene Erhöhung um 5 cm aus Gründen der Proportion. Natürlich hätte diese Aktion nie stattgefunden. Stattgefunden hat viel zu oft – und nicht selten staatlich subventioniert – Kitsch zum Zweck moralisch-politisch wertvoller Einfaltsproduktion. Diese Kunst am Bau läßt sich, im Gegensatz zur *primären Ästhetik* des reinen Bauensembles, als *sekundäre Ästhetik* der Mauer bezeichnen. Diese Kunst, selbstredend auf der Westseite, war allerdings, bis Anfang der achtziger Jahre, notgedrungen stets Kunst *um den Bau*, nie Kunst *am Bau*. Denn bis zu dieser Zeit verwarren sich die Bonzen des Ostens systematisch gegen jedes Tangieren ihres Hoheitsgebiets. Eine Station dieser Kunst *um den Bau* war zum Beispiel ein Happening Allan Kaprows. Er errichtete 1970 in der Köthener Straße einen »Sweet Wall« aus 400 Betonsteinen, aber nicht mit Mörtel als Bindemittel, sondern mit Weißbrot und Marmelade. Das große Finale stellte der zwangsläufig originelle Einsturz durch Menschenkraft dar, Mauern können eingestürzt werden.⁴⁵ Nachdem inzwischen eine Reihe unabhängiger Künstler in den achtziger Jahren längst auch die *Mauer selbst* auf ganz unterschiedliche Weise als Kunstobjekt entdeckt hatten, zog der Senat West-Berlins zur 750-Jahrfeier mit seinem internationalen Ideenwettbewerb »Behutsame Verstärkung der Berliner Mauer« nach. Politisch korrekt blieb die Mauer als solche im Rahmen des staatlich Erlaubten aber unantastbar. So kam es nochmals in großem Stil zur Kunst *um den Bau*, und dennoch entstanden innovative Entwürfe. Vorgeschlagen wurde unter anderem eine Transitmauer, das heißt eine mobile Minimauer auf Reisen, die auf der Loreley stehen sollte, den Rhein hinunterfahren und von Elefanten über die Alpen hätte geschleppt werden sollen. Übliche konventionelle Vorschläge für Torfmauern, Eismauern oder gefrorene Sandmauern blieben natürlich ebenfalls nicht aus.⁴⁶

Inzwischen hatte sich aber längst ein neuer Trend dieser *sekundären Ästhetik* ergeben – nämlich *Kunst am Bau*. Erste Bedingung dazu war der Aufbau der »Grenzmauer 75« mit ihrer Verfugung und weißer Grundierung (erste Erprobungsabschnitte in Berlin-Mitte 1976). Zweite Bedingung dieser *Kunst am Bau* war die Duldung von Kunstaktionen durch die Grenzorgane der DDR. Hier gab es in den frühen achtziger Jahren einen Umbruch zu verzeichnen. Im Zusammenhang mit den oben geschilderten Bemühungen um ein »humanitäres« Grenzsystern und um ein attraktives Erscheinungsbild wurde nunmehr auch die Bemalung von der Westseite zunehmend toleriert. Es schien genehmer, bunte Bilder statt antisozialistischer Parolen vorzufinden. Denn gesprühte, aber auch gepinselte Sprüche hatten seit Beginn der achtziger Jahre die Mauer erobert; der Kabarettist Wolfgang Neuss hat in einer dokumentarischen Lesung, die heute auch als CD erhältlich ist, den Kosmos dieser Mauerparolen zwischen Schlesischem Tor und Bernauer Straße mit dem Zustand Juni/August 1983 dokumentiert: »Friedensnobelpreis für Honecker!«, »Adolf Honecker ist wieder da«, »DDR=KZ«. Die Mauer war zur antikommunistischen Wandzeitung verkommen;

die immer wieder neu erfolgende Beweißung konnte diesem Ansturm nicht wehren. So kam es gelegen, daß Malereien die antisozialistischen Parolen zu-pflasterten, und so entstanden ab April 1984 die Arbeiten der Maler- und Graffiti-szene, die das Werk der *sekundären Ästhetisierung* betrieben. Die größte Leinwand der Welt wurde für vorübergehende Kunstwerke genutzt, die zum Teil von anderen, zum Teil von denselben Künstlern wiederholt übermalt wurden, und sie stellten eine Art nichtstationärer Kunst dar.

Das änderte sich nach dem Fall der Mauer. Aufgrund ihres fast kompletten Verschwindens wurde nun wiederum *Kunst um den Bau* inszeniert, also an Mauerstandorten, die es materiell gar nicht mehr gab, an einer Mauer, die längst verschreddert worden war. Das läßt sich als *tertiäre Ästhetisierung* bezeichnen. Kunst diente nunmehr vor allem dazu, einen Ort sichtbar zu machen, der materiell gar nicht mehr bestand. Dazu zählen politisch wohlmeinende Aktionen wie die Neuerrichtung einer Mauer aus Styropor und Holz auf dem Berliner Alexanderplatz im August 2004 aus Protest gegen Asyleinschränkungen (Institut für Nomadologie/Berliner Geschichtswerkstatt) oder die konzeptionslose Konzeption des Konzert- und Eventveranstalters Christof Blaesius, anläßlich des 45. Jahrestags des Mauerbaus eine 46 km lange Kunststoffmauer durch Berlin zu errichten. Höhepunkt dieser festivalessen Dürftigkeiten war die Installation einer bonbon- und schlüpfelfarbenen durchsichtigen Mauer vor dem Brandenburger Tor im November 2007, die auf die koreanische Teilung hinweisen sollte (*Vanished Berlin Wall*, von Eun Sook Lee). Vorläufige Fortsetzung dieses Event-Kitschs: die Mauer-Festspiele für den 20. Jahrestag des Mauerfalls, deren Konzept Bürgermeister Wowereit im Juni 2008 vorstellte. Dieser Fall wird mit überdimensionalen Dominosteinen inszeniert werden (130 x 80 x 30 cm), und auf ein hoheitliches Zeichen des Bürgermeisters hin sollen diese am Abend des 9. November 2009 fallen. Konzerte und ein unvermeidliches Feuerwerk – Mauer-Festspiele mit Fan-Meile – gehören selbstredend dazu. Die Mauer ist rasant aus dem Stadtbild Berlins vertilgt worden. Als kitschige Obsession ist sie in den Köpfen verblieben.

Realausdruck dieses Kitschs ist die sogenannte *East Side Gallery*, im Frühjahr 1990 in der Mühlenstraße im Stadtbezirk Friedrichshain an der Hinterlandmauer errichtet, also im nunmehr geöffneten Ostteil der Stadt. War die Mauer im Osten bis dahin meist unsichtbar und funktional-kahl, wurde sie nunmehr – *horror vacui* und Angst vor dem nackten sachlichen Daß des Gebauten – auf einer Länge von über 1300 m eifrig künstlerisch erobert. Diese öde Hinterlandmauer, die die Ödnis ihrer Erbauer geradezu ideal dokumentierte, wurde in den Stand einer phantasievoll aufgewerteten Schulhofmauer versetzt. Diese wurde, Freundschaftsgeschenk an die wehrlose DDR, in einem Husarenstück der Stadt aufgehalst, eine Kulturinvestition zum Nulltarif, denn nach der Wiedervereinigung wurden diese Teile unter Denkmalschutz gestellt. Was konstituiert diesen

liebenswürdigen Kitsch: Erstens eine Mischung aus gegenständlicher Comic- und Werbeästhetik, zweitens eine Mixtur aus Phantasy- und Esoterikgebilden, drittens eine wohlmeinende Anti-Stacheldraht-Kunst. Für diesen Zweck erweisen sich die noch erhaltenen Freiflächen in der Mühlenstraße in Ost-Berlin als ideal. Sie waren noch nah genug am Zentrum, aber auch weit genug davon entfernt, um nicht direkt hämmernden »Mauerspechten« ausgesetzt zu sein. Immerhin hatte diese Freilichtkunst einen wertvollen Nebeneffekt: die baldige denkmalschützerische Bewahrung der fast in Lichtgeschwindigkeit verschwindenden Berliner Mauer. Wohlgemerkt: An dieser Stelle wurde die *Mauer* unter Denkmalschutz gestellt, nicht ihre bekunstete Oberfläche. Dennoch hat sich inzwischen eine gravierende öffentliche Sichtverkehrung ergeben, und seit Jahren tobt der piefig anmutende Kampf für denkmalschützerische Sicherung des Gemalten, der Kampf für die staatlich sanktionierte Vollkasko-Kunst.

4. Tertiäre und quartäre Ästhetik

Erst der gravierende Abriß, dann folgten mehrere Wellen von Denkmalschutz. Das heutige verstörende und erschreckende Ergebnis: Die Denkmallisten des Lands Brandenburg verzeichneten mit Stand 2005 insgesamt fünf unter Schutz gestellte Abschnitte oder Elemente der Mauer, in Berlin sind siebzehn einzelne Objekte aufgenommen.⁴⁷ Sie sind Gegenstand einer *quartären Ästhetisierung*, nämlich der durch Denkmalschutz und durch Denkmaldidaktik. Denn dem Leitbild für die Neugestaltung des Berliner Stadtzentrums folgend – dem des »kritischen Wiederaufbaus« – unterlagen inzwischen auch Mauerabschnitte einer solchen kritischen Wiederherstellung (und stellen damit heute eigentlich eine Mischung aus *tertiärer* und *quartärer* Ästhetik dar). Ziel war und ist nicht die Originalerhaltung (die sich mangels der Originale erübrigt hat), sondern die zeitgemäße Rekonstruktion. Ergebnis ist unter anderem die Gestaltung des Mauerabschnitts an der Bernauer Straße durch eine Installation des Architekten Sven Kohlhoff, eingeweiht 1998. Diese kritische Rekonstruktion, die als solche eindrucksvoll ist, aber das Originalensemble in keiner Weise ersetzen kann, soll zukünftig, dem »Gesamtkonzept« des Senats vom Juni 2006 folgend, das Zentrum einer großangelegten Denkmallandschaft sein: »Rennstrecke des Erinnerns« (Hoffmann-Axthelm). Von der Sachlage her wäre diese Straße also ein idealer Nukleus eines Gedenkkonzepts – wenn vom Grenzensemble als solchem noch etwas vorhanden wäre. Vorhanden ist aber bis auf einige Mauerteile fast nichts. Das Unvorstellbare ist geschehen: Ebenso wie an anderen Stellen wurde auch hier gründlich *tabula rasa* gemacht (noch Mitte/Ende der neunziger Jahre wurde einer der letzten hier erhaltenen Berliner Wachtürme generös an das neugegründete »Alliiertenmuseum« in Berlin-Dahlem verscherbelt). Eines

der bedeutendsten modernen Weltwunder, das architektonische Weltwunder des 20. Jahrhunderts überhaupt, ist einfach von der Bildfläche verschwunden – das Bauwerk, das wie kein anderes politisch, militärisch und architektonisch die vorübergehende Teilung der Stadt symbolisierte, die Teilung Deutschlands symbolisierte, die Teilung der Welt in zwei machtbesessene Blöcke symbolisierte und ebenfalls symbolisierte, wie schnell diese Welt sich durch politischen oder technischen Irrlauf in eine postatomare Wüste verwandelt hätte. Ein Monument und Monstrum: Weltkulturerbe verschreddert, verschleudert, verpulverisiert. Das kühne Band aus Beton wurde zerhäckselt, ein städtischer Totalschaden angerichtet. Nunmehr – die nicht mehr vorhandenen Steine schreien zum Himmel – wird beflissen eine Operettenmauer errichtet. Der am 30. Juli 2007 vom Berliner Senat ausgelobte Wettbewerb, dessen Siegerentwurf am 12. Dezember 2007 gekrönt wurde, weist als generelles Leitmodell einen von großen Lücken durchbrochenen Stahlvorhang auf, flankiert mit anderen kunstvollen Elementen. Das, was der damalige Bürgermeister Momper schon 1990 äquivok zum Fokus des Mauergedenkens erhob: »Kunst gegen Beton. Die Kunst hat gewonnen«⁴⁸, wird nachholend mit wachsendem Aufwand zelebriert. Wie weit haben sich denkmalschützerische Bewahrung und denkmaldidaktische Camouflage voneinander entfernt? Entsteht eine Operettenlandschaft, in der die Kraft der pädagogisierenden *memoria* das für sich sprechende Original ersetzt? Wird ein Erlebnispark wachsen, eine Flaniermeile, ein Mauerpark für Gute-Laune-Nächte: gedoubelt, zeitgeistkompatibel, aufgehübscht? *Quartäre Ästhetisierung* ohne das schlichtweg öde Original, bis hin zu den bratwurst- und biergesättigten Mauerfestspielen des 22. und 23. Jahrhunderts?

Anmerkungen

- 1 Dieser Aufsatz entstand im Rahmen eines Forschungsprojekts, das von der »Gerda Henkel Stiftung« gefördert wird.
- 2 Meldung des Kommandos der Schutzpolizei vom 12. März 1962, in: Der Regierende Bürgermeister von Berlin/Senatskanzlei. Büro für Gesamtdeutsche Fragen, in: Landesarchiv Berlin, B Rep. 002, Nr. 2083, Bl. 134.
- 3 Zu diesem Vorgang vgl.: »Meldung des Kommandeurs der 1. Grenzbrigade (B). An das ZK der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Abt. Sicherheit, 01.04.62«, in: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (SAPMO), DY 30/ IV 2/ 12/ 75/ Fiche Nr. 2, Bl. 109 f.; Stadtkommandant Berlin. 1. Grenzbrigade. Abteilung Operativ: Lageberichte, Bd. 2 (März 1962), in: Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg (im folgenden: BArch-MAI, VA-07/4791, Bl. 894, 897. Ein Foto vom Abtransport findet sich unter anderem im *Telegraf* vom 1. April 1961, ein weiteres in: *Die Berliner Mauer 1961-1969. Fotografien aus den Beständen des Landesarchivs Berlin*, hg. von Volker Viergutz, Berlin 2007, S. 51.
- 4 Vgl. Wolfgang Rathje: »Mauer-Marketing« unter Erich Honecker. *Schwierigkeiten*

- der DDR bei der technischen Modernisierung, der volkswirtschaftlichen Kalkulation und der politischen Akzeptanz der Berliner »Staatsgrenze« von 1971-1990, Phil. Diss. Kiel 2001, S. 137 ff.
- 5 Vgl. Eckart Kroneberg: *Beschreibung einer Mauer* [Mitte Sept. 1961], in: *Die Mauer oder Der 13. August 1961*, hg. von Hans Werner Richter, Reinbek 1962; Hans Scholz: *Fünf Wanderungen längs der Mauer* [Mitte November 1961], in: Scholz: »Berlin, jetzt freue Dich!«, *Betrachtungen an und in den Grenzen der deutschen Hauptstadt*, Frankfurt/Main-Hamburg 1964.
- 6 Armeegeneral Hoffmann: »Bericht über die Gewährleistung der Sicherheit an der Staatsgrenze nach Westberlin«, in: Protokoll der 12. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR am 14. September 1962, in: BArch-MA, DVW 1/39469, Bl. 13-19, hier: Bl. 18.
- 7 Vgl. Protokoll über die Lagebesprechung des zentralen Stabes am 20.09.1961, in: Volker Koop: »Den Gegner vernichten«, *Die Grenzsicherung der DDR*, Bonn 1996, S. 493 ff.
- 8 Scholz: *Fünf Wanderungen*, S. 452.
- 9 Vgl. Armin Wagner: *Stacheldrahtsicherheit. Die politische und militärische Planung und Durchführung des Mauerbaus 1961*, in: *Mauerbau und Mauerfall. Ursachen - Verlauf - Auswirkungen*, hg. von Hans-Hermann Hertle, Konrad J. Jarausch, Christoph Kleßmann, Berlin 2002, S. 131 f., 134.
- 10 Stadtkommandant der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik: »Programm des perspektivischen pioniertechnischen Ausbaus der Staatsgrenze im Bereich der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee, Berlin bis 1970« (undatiert, Ende 1964), in: BArch-MA, VA 07/3212, Bl. 47-93, hier: Bl. 48.
- 11 Vgl. Robinson [Werner Krusel]: *Leporello von der Berliner Mauer (1965)*, 2. Aufl., Berlin 2006.
- 12 »Information über besondere Vorkommnisse [...] in den Grenztruppen der Nationalen Volksarmee« (17.09.64), in: Protokoll der 20. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR vom 29. Okt. 1964, in: BArch-MA, DVW 1/39477, Bl. 13-30, hier: Bl. 26.
- 13 Vgl. Befehl Nr. 61/64 des Stadtkommandanten der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik über die Erprobung eines Muster-Grenzsicherungstreifens vom September 1964, in: BArch-MA, VA-07/5436, Bl. 172-185. Angesetzt wurden die Experimente für die Zeit 29. September bis 1. Oktober 1964. Es ging ausdrücklich um die Erprobung einer neuen Grenzmauer in verschiedenen Zerstör- und Überwindungsszenarien.
- 14 Stadtkommandant der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik: »Beschluß über den perspektivischen Ausbau eines Grenzsicherungstreifens entlang der Staatsgrenze im Bereich der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee, Berlin, in der Zeit von 1966-1970 von Februar 1965«, in: *Mauerarchiv Hagen Koch*, 26 Blatt. Für eine Kopie dieses Dokuments danke ich freundlich Herrn Hagen Koch (Berlin).
- 15 Vgl. Stadtkommandantur Berlin, Bild- und Bauunterlagen zum Programm des perspektivischen Ausbaus eines Grenzsicherungstreifens der Staatsgrenze der DDR zu Westberlin (25. Februar 1965), in: BArch-MA, VA-07/6047, 46 Bl., hier: Bl. 21-23.
- 16 Vgl. Mustermappe über Sperren und Pionieranlagen (1965), in: BArch-MA, VA-07/9055, Bl. 62-99, hier: Bl. 85.
- 17 Vgl. Anordnung Nr. 5/65 des Stadtkommandanten der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin, über Grundsätze für den Ausbau eines Grenzi-

- cherungstreifens entlang der Staatsgrenze zu Westberlin vom 26. April 1965, in: BArch-MA, VA-07/5443, Bl. 35-50, hier: Bl. 44 (Bild: Bl. 42).
- 18 Vgl. *Erzeugnisse Bauwesen Bauelemente. Gründungen: Winkelstützwandelemente*, hg. vom VEB Betonleichtbaukombinat Dresden, Dez. 1975 [Katalognr.: B 7409 PEUL]. Die ausführlichen Lieferzeichnungen der einzelnen Elemente sind auf Januar 1974 datiert. Für diesen Hinweis und das entsprechende Material danke ich herzlich Herrn Johannes Cramer (Technische Universität Berlin).
- 19 Chef der Grenztruppen der DDR: »Konzeption für den weiteren Ausbau der Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik zur Bundesrepublik Deutschland und zu WESTBERLIN im Perspektivzeitraum 1976 bis 1980« (Aug. 1975), in: BArch-MA, GT 6744, Bl. 198-219, hier: Bl. 208; vgl. ergänzend ein weiteres Schlüsseldokument (das einen relativ inkonkreten, zweiphasigen Grenzausbau an der Westgrenze sowie in Berlin vorsah): Chef der Grenztruppen der DDR: »Anordnung Nr. 22/75 über den pionier-, signal- und nachrichtentechnischen Ausbau der Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik zur BRD und zu WESTBERLIN vom 14.11.1975«, in: Ebd., DVH 32/111719, Bl. 203-239 (Signatur alt: GT 6063).
- 20 Vgl. Grenzkommando Mitte. Der Kommandeur: »Befehl Nr. 20/76 des Kommandeurs über den Ausbau eines Erprobungsabschnitts an der Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik zu WESTBERLIN mit der Grenzmauer neuen Typs vom 31. März 1976«, in: BArch-MA, GT 7717, Bl. 1-39.
- 21 Vgl. Koop: »Den Gegner vernichten«, S. 11 ff.
- 22 Studie des Militärtechnischen Instituts der NVA, 10. Januar 1989, zit. nach Rathje: »Mauer-Marketing«, S. 818.
- 23 Rem Koolhaas: *Field Trip*, in: Rem Koolhaas, Bruce Man: *S.M.L.XL*, Rotterdam 1995, S. 222.
- 24 Vgl. Protokoll der 15. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates am 13. Juni 1963, in: BArch-MA, DVW 1/39472.
- 25 Stadtkommandantur Berlin. Chef des Stabes: »Vorlage Nr. 5/63 für die Leitung der Stadtkommandantur: Auswertung der Ergebnisse der Grenzsicherung im 1. Halbjahr 1963 im Bereich der Stadtkommandantur Berlin vom 24.07.1963«, in: BArch-MA, VA-07/5457, Bl. 82-104, hier: Bl. 94, 100.
- 26 Stadtkommandant der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik: »Beschluß über den perspektivischen Ausbau eines Grenzsicherungstreifens entlang der Staatsgrenze im Bereich der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee, Berlin, in der Zeit von 1966-1970 von Februar 1965«, in: Mauerarchiv Hagen Koch, 26 Blatt, hier: Bl. 3.
- 27 ZK der SED. Abteilung für Sicherheitsfragen: »Zusammenfassung von bewaffneten Provokationen und Sprengstoffanschlägen durch westberliner Ultras im Bereich der 1. Grenzbrigade (B)« [ca. Juni 1962], in: Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (SAPMO), DY 30/ IV 2/ 12/ 75/ Fiche Nr. 2, Bl. 158-182, hier: Bl. 172.
- 28 Protokolle von Grenzbegehungen im Bereich der 1. Grenzbrigade, Juli 1964, in: BArch-MA, VA-07/5820, Bl. 24, 43.
- 29 Vgl. Stadtkommandant der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik: »Beschluß über den perspektivischen Ausbau eines Grenzsicherungstreifens entlang der Staatsgrenze im Bereich der Grenztruppen der Nationalen Volksarmee, Berlin, in der Zeit von 1966-1970 von Februar 1965«, in: Mauerarchiv Hagen Koch, 26 Blatt, hier: Bl. 2, 3.
- 30 Vgl. Leiter Pionierwesen an Kommandeur des Grenzkommandos Mitte [undatiert, Ende April 1974], in: BArch-MA, GTÜ 13244, Bl. 9-13, hier: Bl. 11.
-

- 31 Thomas Flemming, Hagen Koch: *Die Berliner Mauer. Geschichte eines politischen Bauwerks*, Berlin 2001, S. 83.
- 32 »Vorschlag zur Erhöhung der Wirksamkeit der Grenzsicherungsanlagen an der Staatsgrenze der DDR zur BRD und zu BERLIN (WEST)«, in: Protokoll der 67. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR am 01. Juli 1983, in: BArch-MA, DVW 1/39528, Bl. 338–349, hier: Bl. 340.
- 33 Rathje: »Mauer-Marketing«, S. 157, 163, 194, 165, 167, 177, 174.
- 34 Vgl. »Vorschlag zur Erhöhung der Wirksamkeit der Grenzsicherungsanlagen an der Staatsgrenze der DDR zur BRD und zu BERLIN (WEST)«, in: Protokoll der 67. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates der DDR am 01. Juli 1983, in: BArch-MA, DVW 1/39528, Bl. 338–349, hier: Bl. 340. Der entsprechende Vorschlagsvorlauf des Ministers für Nationale Verteidigung sowie der Grenztruppen der DDR findet sich in: BArch-MA, GTÜ 17790.
- 35 Grenzkommando Mitte. Der Kommandeur: »Entschluß zur Neugestaltung des Bereiches BRANDENBURGER TOR vom 25.07.1984«, in: BArch-MA, GTÜ 13957, Bl. 21–30, hier: Bl. 22; vgl. auch: Ders.: »Entschluß zur Weiterführung der Maßnahmen zur Gestaltung des Grenzabschnittes BRANDENBURGER TOR bis POTSDAMER PLATZ vom 25.09.1983«, in: Ebd., Bl. 57–61.
- 36 Vgl. Rathje: »Mauer-Marketing«, S. 174 f.
- 37 Chef der Grenztruppen der DDR: »Entscheidungsvorlage über Maßnahmen zur Erhöhung der Wirksamkeit von Grenzsicherungsanlagen an der Staatsgrenze zur BRD und zu BERLIN (WEST) in den Jahren 1983–1990 vom 06.01.1983«, in: BArch-MA, GTÜ 17790, Bl. 117–140, hier: Bl. 131, 133.
- 38 Chef der Grenztruppen der DDR: »Vorschlag über Maßnahmen zur Erhöhung der Wirksamkeit von Grenzsicherungsanlagen an der Staatsgrenze der DDR zur BRD und zu BERLIN (WEST) vom 24.03.1983«, in: BArch-MA, GTÜ 17790, Bl. 158–182, hier: Bl. 168, 177.
- 39 Minister für Nationale Verteidigung: »Beschlussvorlage für den Nationalen Verteidigungsrat der Deutschen Demokratischen Republik: Erhöhung der Wirksamkeit von Grenzsicherungsanlagen an der Staatsgrenze zur BRD und zu BERLIN (WEST) vom 13.04.1983«, in: BArch-MA, GTÜ 17790, Bl. 141–157, hier: Bl. 153 f.
- 40 Grundsätze für den Ausbau der Staatsgrenze der DDR zu Westberlin mit Grenzmauer neuen Typs vom 02.11.76, in: BArch-MA, GTÜ 8988, Bl. 17–22, hier: Bl. 20 f.
- 41 Chef der Grenztruppen der DDR: »Vorschlag zur Durchführung von Abrissmaßnahmen und zur Fortsetzung des Neubaus der Grenzmauer an der Staatsgrenze der DDR zu WESTBERLIN vom 10.12.1979«, in: BArch-MA, GTÜ 11991, Bl. 1–3, hier: Bl. 1.
- 42 Vgl. Grenzkommando Mitte. Der Kommandeur: »Entschluß zum Abriss der Mauer-ruinen und zum Bau der Grenzmauer-75 vom 27.02.1980«, in: BArch-MA, GTÜ 11417, Bl. 62–66, hier: Bl. 62 f.
- 43 Protokoll der 9. Sitzung des Nationalen Verteidigungsrates am 29. November 1961. Vorlage: »Regierung der Deutschen Demokratischen Republik. Ministerium des Innern. Der Minister: Ordnung zur Gewährleistung der Sicherheit an der Grenze zwischen der Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik (das demokratische Berlin) und Westberlin«, in: BArch-MA, DVW 1/39466, Bl. 118–123, hier: Bl. 118; Ministerium des Innern. Der Minister: Ordnung zur Gewährleistung der Sicherheit an der Grenze zwischen der Deutschen Demokratischen Republik und Westberlin, in: Ebd., Bl. 125–131, hier: Bl. 125. Schon zuvor, also vor dem November 1961, war es zu »Aussiedlungen« an der äußeren Stadtgrenze wie auch an der innerstädtischen Sektorengrenze gekommen; als Grundlagen hatten unter anderem Beschlüsse vom

24. August 1961 für »Aussiedlungen« an der Grenze zur Bundesrepublik gedient, vgl. Inge Bennewitz, Rainer Potratz: *Zwangsaussiedlungen an der innerdeutschen Grenze. Analysen und Dokumente*, 2. Aufl., Berlin 1997, S. 99 ff., 156 ff.
- 44 Vgl. *Anordnung des Nationalen Verteidigungsrates der Deutschen Demokratischen Republik über das Verbot des Zutritts zu bestimmten Gebieten. - Sperrgebietsordnung - Vom 21. Juni 1963*, in: *Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik*, Teil I, Nr. 7, 21. Juni 1963, S. 93–96. Der Vorlauf seitens der Stadtkommandantur Berlin ist dokumentiert in: BArch-MA, DVW 1/12916 (»Anordnung des Stadtkommandanten«; »Maßnahmen zur politischen Arbeit«; »Argumentation«; »Vollzugsmeldung des Stadtkommandanten«).
- 45 Vgl. Ralf Gründer: *Berliner Mauerkunst. Eine Dokumentation*, Köln-Weimar-Wien 2007, S. 84 f.
- 46 Vgl. *Mythos Berlin Concepte. Katalog zur Werkausstellung »Mythos Berlin« 1997*, hg. von Mythos Berlin Ausstellung GmbH, Berlin 1996; *Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole. Eine szenische Ausstellung auf dem Gelände des Anhalter Bahnhofs*, Berlin 1987, S. 285 ff.
- 47 Johannes Cramer: *Der Gartenzaun um Berlin. Was blieb von der Mauer?*, in: *Der unbestechliche Blick. Festschrift zu Ehren von Wolfgang Wolters*, hg. von Martin Gaier, Bernd Nicolai, Tristan Weddingen, Trier 2005, S. 236. Zur Geschichte der Unterschutzstellung vgl. auch Gabi Dolff-Bohnekämper: *Denkmalschutz für die Mauer*, in: *Die Denkmalpflege*, 58(2000)1; Gerhard Sälter: *Mauerreste in Berlin. Der Abbau der Berliner Mauer und noch sichtbare Reste in der Berliner Innenstadt*, 2., überarb. Aufl., Berlin 2007, S. 18 ff.
- 48 Walter Momper: Vorwort zu: Heinz J. Kuzdas: *Berliner Mauer Kunst* (1990), zitiert nach: Nikolaus Wegmann: *Die Mauer 1961-1989*, in: *Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaften*, 47(2001)1, S. 117.